

bildliche Umkehr“ des kausalen Denkens darstellen sollen. Leider schießt der Verf. wieder über das Ziel hinaus, wenn er „das gesamte kausale-finale Denken als anthropomorphistisch und für die Erkennung der Natur uneingeschränkt als untauglich“ (9) bezeichnet. Dem kausalen Denken soll das „sinndeutende“ Denken an die Seite treten. Dies wird zuerst versucht in der Abhandlung „Krankheit als Schicksal“, die den ersten Teil des angezeigten Buches ausmacht. Während v. Eickstedt seine Anthropologie von unten her (vom Atomaren) aufbaut, ist es für P. „eigentlich absurd, ihn von dieser untersten Schicht seines Wesens her, die noch nichts über seine Menschennatur aussagen kann, verstehen und ihm von dort her gerade in seinen menschlichsten und gesteigertsten Lebenssituationen, den Krankheiten, beistehen zu wollen“ (14). Die Krankheit erscheint als Schicksalschritt des Menschen. „Wenn sich ein menschliches Schicksal erfüllen will, treten immer einmal wieder kritische Situationen ein, die weniger eine Tat nach außen als eine grundsätzliche Wandlung, eine Erweiterung oder eine Weiterentwicklung im Innern zur Lösung ihrer Aufgabe verlangen. Eine solche Wandlung des Menschen in seiner geistigen Struktur muß, da ja der Geist im Menschen verkörpert erscheint, von einer ebenso tiefgreifenden Wandlung im Leiblichen und Seelischen getragen sein, und diese ist es, die wir in der Krankheit erblicken“ (21). An bekannten Krankheitsbildern (z. B. Scharlach) sucht der Verf. seine Idee, die ihre Vorbilder in Paracelsus, Lavater, Goethe und Carus sieht, klarzumachen. Die Arbeit über die Symbolik des menschlichen Leibes umfaßt die Probleme: Lebensvereinzelung und Symmetrie, die Organzahl, Rechts und Links, die Körperachse, usw. Das Symbol wird vom Verf. als „Sinn-Bild“ definiert (73). Für eine sinndeutende Betrachtungsweise werden alle Lebenserscheinungen zu solchen Symbolen. Diese mehr intuitive Sicht ist der des Paläontologen E. Dacqué verwandt und wird deshalb auch eine ähnliche Kritik zu erwarten haben, z. B., daß die Symbolik als eine „Logik des Lebens“ (76) allzu schroff abgesetzt wird von der „Logik der Vernunft“.

A. H a s S J.

Antike und Abendland. Bd. V. Beiträge zum Verständnis der Griechen und Römer und ihres Nachlebens. Hrsg. v. Br. Snell und U. Fleischer. 80 (156 S.) Hamburg 1956, Schröder. 18.— DM.

Dieser Band erreicht wie seine Vorgänger das von den Herausgebern gestellte hohe Ziel. Die einzelnen Beiträge, welche sich fast alle durch solide Wissenschaftlichkeit auszeichnen, gehören folgenden Gebieten an: Literatur, Kunst, Biographie, Politik und Philosophie.

Drei Beiträge sind dem Gebiete der Literatur bzw. Poesie entnommen und tragen damit der Tatsache Rechnung, daß heute die Dichtung sowohl als Kunstwerk wie als Deuterin des Lebens stark im Vordergrund steht. W. Jens (Der Gott der Diebe und sein Dichter. Ein Versuch über Thomas Manns Verhältnis zur Antike: 139—153) zeigt, wie in den Werken Manns griechisches Geistesgut persönlich erlebt wird und künstlerische Gestaltung erhält. Für den künstlerischen und dichterischen Universalismus des Mittelalters, der Renaissance und des Barock sind nach E. Zinn (Die Dichter des alten Rom und die Anfänge des Weltgedichts: 7—26) die Errungenschaften römischer Poesie von großer Bedeutung, die nach Meinung des Verf. bis heute noch keine rechte Würdigung fanden. Diese in die folgenden Zeiten vererbten Errungenschaften römischer Poesie wurden bei der Aufnahme und Einverleibung griechischen Geistesgutes durch die Römer herausgearbeitet. Bei dieser Kulturübernahme durch die Römer ist dreierlei hervorzuheben: die neue Art der Universalität; „das neue Produktiv-Werden in Richtung auf praktische Wirksamkeit (Ethik, Recht, Politik). Drittens die Erneuerung der großen Dichtung im un-hellenistischen Sinne, als einer eigenständigen Weise der geistigen Orientierung im Ganzen und der Schaffung eines umfassenden Weltbildes“ (17). — Einzigartigen Einfluß bis in unsere Tage hinein übt Griechentum durch Euripides. Sieht man vom König Ödipus des Sophokles ab, dann sind in neuerer Zeit die Tragödien keines antiken Tragikers mehr gelesen, diskutiert und nachgeahmt worden als die des Euripides. Das verdeutlicht am Beispiel der Alkestis K. v. Fritz (Euripides' Alkestis und ihre modernen Nachahmer und Kritiker:

27—70). Dichter vom Rang eines Wieland, Herder, Hofmannsthal, Goethe, Verral, Morrison, Browning interpretieren das von Euripides behandelte Problem des ergreifenden Opfers und der Treue der Alkestis, die für ihren Gatten sterben will, der aus dem vollsten Glück in den Tod gehen soll, und ahmen es in eigenen Schöpfungen nach. Das Meisterhafte gerade dieses Beitrages liegt wohl darin, daß er nicht nur die Fruchtbarkeit des Euripideischen Problems sichtbar macht und dessen Aktualität, sondern gleichzeitig eine neuartige eindrucksvolle Interpretation darstellt, die in die Tiefe dringt, da sie sich nicht nur auf eine phänomenologische Erhellung beschränkt, sondern eine spekulative Durchdringung erstrebt.

Mit einem biographischen Problem befaßt sich der feinsinnige Beitrag von *M. Schütt*: Vom heiligen Antonius zum heiligen Guthlac. Ein Beitrag zur Geschichte der Biographie (75—91). Die Elemente der Antonius-Vita liegen in der Antike, werden von ihr aufgenommen und umgeformt. Die 400 Jahre spätere Vita Guthlaci ward nach ihrem Vorbild gestaltet. Beginnend mit der Spätantike, verfolgt dieser Beitrag inhaltlich den Wandel in der Auffassung vom Menschen innerhalb des genannten Zeitraumes.

Mit Fragen der Kunst befassen sich folgende Abhandlungen: *S. Pappaspyridi-Karusu* interpretiert die Scherbe einer attischen weißgrundigen Lekythos (71—74) und *E. Simon* (93—106) eine Allegorie des Römischen Reiches, ein Tafelbild im Museum der Stadt Regensburg von L. Refinger (1539), der durch seine Livius-Illustrationen berühmt ist (104).

Ein politisches Thema ist Gegenstand des Beitrages von *J. A. v. Rantzaу*: Politische Wirkungen antiker Vorstellungen bei Montesquieu (107—120). Der Verf. entfaltet dessen politische Gedankengänge und zeigt, wie sein Staatsideal, entstanden aus dem Geiste der antiken gemischten Verfassung, im 18. und 19. Jahrh. die Grundlage politischer Ordnung geworden ist (117).

Anregend, aber auch Widerspruch herausfordernd, ist die Studie von *M. Landmann*: Überwindung und Wiedergeburt des Platonismus im Denken der Neuzeit (121—138). Zwei Gedanken kennzeichnen nach dem Verf. neuzeitliche Wissenschaft: „der Gedanke des entwickelnden Werdens und der Gedanke des qualitativ Individuellen“ (123). Beide stehen im Gegensatz zu Platon. — Abgesehen davon, daß eine solche Untersuchung ein breiteres philologisches Fundament verlangt (vgl. z. B. C. Ritter, Platons Stellung zu den Aufgaben der Naturwissenschaft, 1919), darf man zwei sich ergänzende Methoden, die Natur anzugehen, nicht außer acht lassen: heutige Naturwissenschaft erforscht Natur durch Messen, Wägen, durch das Experiment, Platon dagegen sucht sie durch mathematisch metaphysische Prinzipien zu ergründen, ähnlich wie es wohl jede Naturphilosophie tut. In diesem Zusammenhang erinnert man sich der Worte Dessauers, der Philosophie und Naturwissenschaft zu verbinden weiß: „Sokrates hat mit seiner frühen Erkenntnis recht, daß jeder technische Gegenstand (wie das Weberschiffchen) aus einer Idee stammt, aus einem vorgestellten Bilde... Wir halten an den bisherigen Überlegungen fest, daß es sich beim technischen Vollziehen um ein ‚Werden aus Ideen‘ handelt“ (Streit um die Technik, 1956, 148 135—149). Ferner sei hingewiesen auf Kapitel 15, Platon als Physiker (284—299) in dem Werke P. Friedländers: Platon, Seinswahrheit und Lebenswirklichkeit, 1954. In diesem Kap. werden nicht nur begründete Deutungen vertreten, die anders sind als die des Verf., sondern es kommen auch bedeutende moderne Physiker und Naturwissenschaftler vom Range eines Heisenberg u. a. zu Worte.

Wenn endlich der Verf. die heutige Individualitätskategorie unplatonisch nennt, dann wird man wohl auch diese Meinung in ihrer Allgemeinheit nicht schlechthin annehmen können. Auch Platon kennt den „Segen der Konkretheit“ (Rothacker, 133), ja seine ganze Philosophie ist deren Frucht. Treffend entwickelt es Friedländer a. a. O. 3—33, daß Platon die Grundelemente seiner philosophischen Konzeption lebendig und anschaulich in Sokrates erlebte. Aber Platon bleibt nicht bei der äußeren sinnhaften „Plastizität“ heutiger Denker und bei vordergründiger Gegenwart stehen, sondern sein philosophischer Genius und bildnerisches „Seelenauge“ schaut in der Gestalt des Sokrates eine metaphysische Hintergründigkeit. Durch diese Tiefenschau stößt er ja erst zum Kern des „Individuellen“ vor.

Endlich sei noch erwähnt, daß die Aussagen des Verf. über Bibel und Schöpfung und ihr Vergleich zur heutigen Wissenschaft exegetisch und theologisch anfechtbar sind. Da aber diese Aussagen am Rande der eigentlichen Kerngedanken des Beitrages liegen, genüge dieser Hinweis.

K. E n n e n S. J.

v. V a c a n o, O.W., *Die Etrusker. Werden und geistige Welt*. gr. 8^o (467 S. mit 100 Strichzeichnungen, 144 ganzseitigen Schwarzweiß-Abbildungen, 4 Farbtafeln und 699 Anmerkungen) Stuttgart 1955, Kohlhammer. 28.80 DM.

Umfangreiche Sachkenntnis, hohe Gelehrsamkeit, feines Einfühlungsvermögen wie Interpretationskunst schrieben dieses Werk, welches in Kultur und Geschichte der Etrusker einführt, wie sie erschließbar ist aus der umfassenden Kunsthinterlassenschaft dieses Volkes, mit dem lange vor Rom italische Geschichte beginnt (81). Die Vielschichtigkeit seiner sämtlichen Lebensbereiche wie auch die der Bevölkerung (60—63), zu der die Griechen eine nicht unbedeutende Komponente stellten (61), erschweren ein vollständiges Eindringen in die Welt dieses seltsamen Volkes.

Die Überzeugung von der Einmaligkeit jeglichen Geschehens, der Endlichkeit des Einzelmenschen, der Völker und selbst der Götter bestimmten das Lebensgefühl dieses Volkes (50 190). Der Tod und die Toten waren Mittelpunkt seines Sinns und Sorgens (21). Die Versunkenheit in die Mysterien des Todes (184), die Hingabe an das Untergründige (31), ließ die künstlerische Gestaltungskraft des Volkes an den Gräbern sich entfalten. Der Gleichlauf vom Künstlerischen und Geistig-Religiösen (80) machten die Grabhügel zu weit mehr „als nur Denkmälern des Ruhmes und der Macht der darin Bestatteten. Jeder einzelne von ihnen ist von einem geheimnisvoll mächtigen Leben erfüllt, ein von zeugischen Kräften gleichsam glühender Berg, in dessen Schoß sich Neugeburt und Verwandlung vollziehen und aus dem sich der geläuterte, göttlich gewordene Tote wirkend erhebt“ (185; vgl. auch 107—112 147 168 175 225—228). Da das Entrücktsein des Dahingeschiedenen ins Totenreich oder unter die Götter seine Gegenwart im Grabe nicht ausschloß, konnte ihnen immer wieder gespendet und geopfert werden (185), wodurch man sich Macht und Wissen des Toten dienstbar zu machen suchte (224).

Nach dem Zeugnis der Gräber, ihrer Anlagen und Ausstattung muß die Einzelfamilie zu den Grundwerten etruskischen Lebens gehört haben (32). War es doch der Wunsch der Ehegatten, auch nach dem Tode vereint zu sein und der Fülle des neuen Seins teilhaftig zu werden (108 235 238). Im Gegensatz zum übrigen Altertum stand die Frau im Leben wie im Tode in ebenbürtiger Partnerschaft neben dem Manne. Aus den Frauenbildern der Chiusiner Grabkunst spricht sowohl Anmut und Mütterlichkeit wie auch sinnenfrohe Lebenszugewandtheit (32 108 174—185).

Zu einem einheitlichen Typus kam es in keinem Kunstbereich Etruriens (22), ein Zeichen des Selbstbewußtseins und der Kraft der Einzelpersönlichkeit. Diese stark ausgeprägte Individualität nahm dankbar z. B. hellenische Anregungen auf, wie „Zehntausende von griechischen Vasen und Bildwerken aus einem mehr als siebenhundert Jahre umfassenden Zeitraum aus den Gräbern der Etrusker“ bezeugen (9), ohne aber auf eigene persönliche Wege zu verzichten (vgl. 27—30). Diese Eigenart künstlerischen Schaffens erklärt es wohl auch, daß sie Marmor und hartes Gestein nicht bearbeiteten, sondern das eigentliche Feld etruskischer Künstler war das Modellieren in Ton (27) und in ähnlich fügsamer weicher Materie, das erlaubte, sowohl Improvisation wie Einfällen nachzugehen (28). So kann man verstehen, daß der Einzelpersönlichkeit das Hauptinteresse galt (30). Die ungezählten Kopfbilder zeugen davon, daß ihnen das Haupt als eigentlicher Träger des Lebens und der persönlichen Artung galt (30).

Wie endlich etruskische Erlebniswelt eng mit den Gräbern verbunden war, läßt eindrucksvoll u. a. Cerveteri, das alte Agyllae, die Stadt zwischen Gräbern und Hügel (185—192), erkennen. Die Zahl der Grabmale übertraf um vieles die der Häuser (188). Aber es war keine vom Tode umschlungene Stadt, denn die Gräber waren von unheimlicher Lebendigkeit, aus „ihrer heiligen Mitte stiegen